

Ein Jüdisches Museum in Hohenems.

Das Konzept der Ausstellung und die Geschichte des Projekts

Kurt Greussing

Als im Jahre 1955 die Hohenemser Gemeindeväter ihr neues, repräsentatives Feuerwehrhaus feierlich eröffneten, da wurde im Inneren des Gebäudes eine Widmungstafel mit folgendem Text angebracht: *"Feuerwehr-Gerätehaus u. Säuglingsfürsorge / erbaut 1954/55 / ... Bürgermeister H. Amann"*.

Der Bürgermeister hatte sich hier zusammen mit einer klaren Falschinformation verewigen lassen. Denn errichtet worden war das Gebäude in den Jahren 1770—1772. Doch der Umbau zu einem Feuerwehrhaus hatte den historischen Charakter dieses barocken Baus ebenso getilgt wie die Widmungstafel die Erinnerung an dessen Funktion bis 1938: als Synagoge der jüdischen Gemeinde von Hohenems.

Diese Entsorgung von Geschichte fand zu einer Zeit und in einem Klima statt, als die letzten jüdischen "Displaced Persons" — Flüchtlinge und KZ-Überlebende aus Osteuropa — ihre keineswegs konfliktarme Zwischenstation Hohenems verlassen hatten, um nach Israel oder in die USA auszuwandern. Damit schien ein eigenes lokalthistorisches Kapitel endgültig abgeschlossen, und der Umgang mit der ehemaligen Synagoge dokumentierte das: Auf seiten der Israelitischen Kultusgemeinde Wien beziehungsweise Innsbruck als Sachwalterin jüdischen Besitzes in Hohenems bestand kein Interesse an einer Weiterverwendung des für die Religionsausübung funktionslos gewordenen Gebäudes; es wurde, nachdem es als "arisiertes" Vermögen in einem mühseligen Verfahren von der Marktgemeinde Hohenems rückübereignet worden war,¹ an eben diese Gemeinde mit der Auflage für eine zukünftige Nutzung verkauft, die mit dem Charakter eines ehemaligen Sakralbaus vereinbar schien — diesfalls als Feuerwehrhaus. Und auf seiten der Hohenemser — wie auch der übrigen Vorarlberger — Öffentlichkeit bestand offenbar keinerlei Interesse, wenn schon nicht das Baudenkmal selbst, so doch die Erinnerung an seine verlorene Funktion — und vielleicht auch Bedauern, gar Trauer, über diesen Verlust — wenigstens durch eine korrekte Gedenktafel zu bewahren. (Seit dem 11. April 1991, dem Tag der Eröffnung des Jüdischen Museums, ist eine entsprechende Hinweistafel an der Außenseite des Gebäudes angebracht.)

¹ Siehe Dreier, Werner: "Rücksichtslos und mit aller Kraft". Antisemitismus in Vorarlberg 1880—1945, in: ders. (Hrsg.): Antisemitismus in Vorarlberg. Regionalstudie zur Geschichte einer Weltanschauung, (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 4), Bregenz 1988, S. 132-249, hier S. 230-232.

Auch bei der Benennung des Hauptstraßenzuges im ehemals jüdischen Viertel nach dem Zweiten Weltkrieg wurden nicht etwa jene Bezeichnungen wieder gewählt, die von der nationalsozialistischen Gemeindeverwaltung beseitigt worden waren, weil sie an jüdische Bewohner erinnert hatten. Man entschied sich vielmehr für den neutral klingende Namen "Schweizer Straße".

Neben dieser gleichsam "offiziellen" und bewußt geschichtsvergessenen Öffentlichkeit hat es in der Nachkriegszeit und bis in die letzten Jahre eine andere, populäre Öffentlichkeit gegeben, die die jüdische Vergangenheit des Ortes nicht konsequent verdrängt, aber sich genauso wenig konsequent an sie erinnert hat: Da gab es das "Judenviertel", den "Judenwinkel", die "Judenschul", die "Judenhäuser" — im Alltagswissen der Bevölkerung überdauernde Erinnerungsstücke, derer sich freilich lange niemand genau vergewissern wollte. In diesem Halbdunkel der kollektiven Erinnerung gediehen geheimnisvolle Nachrichten und Erzählungen über das jüdische Hohenems, über reiche Jüdinnen und ihre christlichen Dienstmädchen, über das von niemandem bemerkte "Verschwinden" der letzten, alten jüdischen Hohenemserinnen und Hohenemser (im Volksmund eher: die Hohenemser Juden) unter den Nazis, über Grenzübertritte von Juden in die nahe Schweiz mit Hilfe von SA-Leuten — Hohenemser in NS-Uniform zwar, doch guten Herzens und christlichen Sinns —, über vorlautes Benehmen, Tricks und Geschäftemacherei der nach dem Krieg in Hohenems einquartierten jüdischen Flüchtlinge — Fremde, die so ganz anders gewesen seien als "unsere Juden".²

Und vor allem gab es den jüdischen Friedhof: ein seltsam einsamer Totenacker außerhalb des Orts, von der vorbeifahrenden Bahn aus drüben am Berg im Ungefähren sichtbar, doch unzugänglich — es sei denn, man wußte oder wollte wissen, wie der Zufahrtsweg zu finden und der Schlüssel zum stets versperrten Eingangstor zu bekommen sei.

Gedenkstätte oder Museum?

Nur langsam ist diese abgedrängte Geschichte ins Bewußtsein, vorerst zumindest der historisch Interessierten, gehoben worden. Ganz Wesentliches hat hier, unermüdlich und über viele Jahre hinweg, der Leiter des Vorarlberger Landesarchivs, Karl Heinz Burmeister, geleistet. Vor allem der zweite Nachdruck (Bregenz 1982) des zuerst 1905 erschienenen Werkes des Hohenemser Rabbiners Dr. Aron Tänzer über "Die Geschichte der Juden in Hohenems und im übrigen Vorarlberg" mit zwei Anhängen — einem von Karl Heinz Burmeister über die Juden in Vorarlberg im Mittelalter und einem des

² Einiges davon in Bscheiden, Ingrid: Die Juden in Hohenems, Hausarbeit (Pädagogische Akademie Feldkirch), Hohenems 1979. Weiter dazu Fußenegger, Jakob: Zeitzeuge eines Jahrzehnts 1938 bis 1948. Ein Priester erzählt, Dornbirn 1988, S. 60-76. Tonarchiv Jüdisches Museum Hohenems (Interviews aus 1990/91 über Erinnerungen an jüdische DPs zwischen 1945 und 1954). Es ist übrigens durchaus wahrscheinlich, daß einheimische SA-Leute jüdischen Flüchtlingen beim illegalen Grenzübertritt in die Schweiz behilflich waren — freilich nicht aus Nächstenliebe, sondern im Zuge der von den NS-Behörden hochoffiziell geförderten Vertreibungs- und Aussiedlungspolitik. Hierzu Dreier, wie Anm. 1, S. 210-214.

Hohenemser Historikers Norbert Peter über den gegen die Hohenemser Judengemeinde gerichteten Antisemitismus ab den 1880er Jahren — hat dann das Thema zumindest einer größeren Fachöffentlichkeit zugänglich gemacht.

Nachdem 1986 das Hohenemser Palastarchiv mit seinen zahlreichen Quellen zur Geschichte der jüdischen Gemeinde des Ortes in den Besitz des Vorarlberger Landesarchivs übergegangen war, erschienen 1988 die von Karl Heinz Burmeister und Alois Niederstätter herausgegebenen "Dokumente zur Geschichte der Juden in Vorarlberg vom 17. bis 19. Jahrhundert". Im Jahr zuvor war, ebenfalls vom Landesarchiv, eine Ausstellung zu Leben und Werk des Rabbiners Dr. Aron Tänzer (in Hohenems 1896—1905) organisiert worden. 1988 wurde auch der von Werner Dreier herausgegebene Sammelband über "Antisemitismus in Vorarlberg" veröffentlicht: eine "Regionalstudie zur Geschichte einer Weltanschauung", deren einzelne Beiträge die Konstruktion des judenfeindlichen Vorurteils auf dem Gebiet des heutigen Vorarlberg vom 14. Jahrhundert bis in die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg nachzeichneten. Hier wurde nun deutlich, daß inzwischen umfangreicheres Material auch zur Geschichte der jüdischen Vorarlberger ab der zweiten Hälfte des 19. bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts erhoben und aufgearbeitet war.³

Im Rückblick bedeuteten die Tänzer-Ausstellung und der Antisemitismus-Sammelband für die Projektierung eines Jüdischen Museums einen entscheidenden Anstoß: Im einen Fall war demonstriert worden, daß grundsätzlich ausstellungswertes Material vorhanden war und man nicht mehr bei Null beginnen mußte. Im anderen Fall hatte sich erwiesen, daß das einmal geweckte und dann beharrlich entwickelte Interesse für jüdische Themen der Landesgeschichte immerhin so weite Kreise gezogen hatte, daß für ein wissenschaftliches Team zur Vorbereitung eines Museums wenigstens ein Kern von Fachkräften zur Verfügung stehen würde.

Anregungen zu einer Institution, die in irgendeiner Form dem Gedächtnis der ausgelöschten Hohenemser Judengemeinde dienen sollte, hatte es seit den siebziger Jahren ab und zu gegeben. Zu einem konkreten planerischen Schritt haben sie damals noch nicht geführt. Mit der Gründung des Vereins Jüdisches Museum Hohenems im Herbst 1986 wurde dann aber dokumentiert, daß nun für eine solche Institution jedenfalls ein Träger bereit stand, wenngleich es ein Konzept für ein Museum noch nicht einmal in Ansätzen gab.

Das hatte auch mit der ungelösten Raumfrage zu tun. Zwar hatte die Stadtgemeinde Hohenems im Jahr 1983 die Villa Heimann-Rosenthal, das heutige Museumsgebäude, angekauft; 1987 wurde unter der Verantwortung des Architekten Roland Gnaiger mit dem Umbau und der Restaurierung begonnen. Doch war vorerst noch daran gedacht, im ehemaligen Salon im Obergeschoß das Trauungszimmer des

³ Die vollständigen Angaben zu diesen Publikationen finden sich in der "Auswahlbibliographie" dieses Bandes.

Standesamtes und im Keller ein Alpmuseum zu etablieren. Das Jüdische Museum hätte auf diese Weise aus zwei Gedenkräumen bestanden — einem für den Kantor und Komponisten Salomon Sulzer und einem für die Fabrikantenfamilie Rosenthal.

Diese Gedenkraum-Idee war wohl von der Absicht beflügelt, sozusagen die "guten" Aspekte der Hohenemser Judengemeinde ins Licht zu rücken — Kunst und Gewerbefleiß, Feingeistigkeit und großbürgerliche Wohltätigkeit. Das wäre aber nicht viel mehr als ein Versuch gewesen, lediglich das Image der Juden, welches vom antisemitischen Vorurteil erzeugt wird, ins positive Gegenteil zu wenden. Das konnte jedoch keine angemessene Darstellung der Geschichte der Hohenemser Judengemeinde abgeben. Sicher: Diese Gemeinde hat im 19. Jahrhundert große Persönlichkeiten des kulturellen und des wirtschaftlichen Lebens hervorgebracht. Was wäre aber gewesen, wenn diese Gemeinde — wie viele andere landjüdische Gemeinden im süddeutschen Raum — historisch-politisch und geographisch weniger begünstigt gewesen und damit weitgehend arm geblieben wäre? Wem wäre dann ein Gedenkraum gewidmet worden? Und konnten ein paar prominente Mitglieder wirklich stellvertretend für die Geschichte der gesamten jüdischen Gemeinde stehen — etwa auch jener "einfachen Leute", gegen die sich der ab den 1890er Jahren zunehmend aggressive Antisemitismus und dann die Vertreibungs- und Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten richteten?

1990 wurde schließlich, mit einer bindenden Terminvorgabe für die Eröffnung des Museums im April 1991, die definitive Planung des Projekts begonnen. Dazu hatte es — zumal finanziell — einer gemeinsamen Kraftanstrengung der Stadt Hohenems unter Bürgermeister Dipl.-Ing. Otto Amann, der auch Präsident des Museumsvereines war, und der Kulturabteilung der Vorarlberger Landesregierung unter Landesrat Dr. Guntram Lins bedurft. Unter der wissenschaftlichen Leitung von Karl Heinz Burmeister und der Projektkoordination durch Kurt Greussing, der ein detailliertes Arbeitskonzept für das Museum erstellte, wurde jetzt systematisch Material zusammengetragen und zur Präsentation aufbereitet: durch ein Kernteam (Sabine Fuchs, Sabine Folie, später Bernhard Purin, der in der abschließenden Phase die Projektkoordination übernahm, sowie die designierte Leiterin Eva Grabherr) und durch über 20 freie Mitarbeiter/innen für Recherche und Organisation.

Die nur einjährige Frist für Planung und Durchführung des Projekts brachte es mit sich, daß Recherche- und Sammeltätigkeit, inhaltliche Detailkonzeption und museographisches Design streckenweise parallel erfolgen mußten. Das Büro der mit der Gestaltung beauftragten Wiener Architektin Elsa Prochazka hat hierbei auch inhaltlich-organisatorische Aufgaben übernommen und gelöst, die weit über das Innendesign hinausgingen.

Grundlinien der Konzeption

Im Zuge der Vorbereitung und der Umsetzung des Projekts kristallisierten sich bald einige unverzichtbare konzeptionelle Elemente heraus.

Keine isolierte Betrachtung der Geschichte der jüdischen Gemeinde

Erstens sollte das Museum weder in erster Linie ein "Religionsmuseum" werden noch eine Schau zur allgemeinen Geschichte des Judentums. Auch eine Verengung auf andere Detailspekte, etwa jüdische Industrielle und jüdisches Bürgertum im Hohenems des 19. Jahrhunderts, war zu vermeiden. Vielmehr sollten, wie dies Karl Heinz Burmeister schon früher gefordert hatte, "*in erster Linie ... die lokalen und regionalen Verhältnisse dargestellt werden*"⁴. Das bedeutete aber auch, die politisch-kulturellen Konflikte, mit denen die jüdische Gemeinde konfrontiert war, dabei nicht zuletzt den lokalen und regionalen Antisemitismus des 19. und 20. Jahrhunderts, zu dokumentieren.

In diesem Zusammenhang mußte vermieden werden, das Schicksal der jüdischen Gemeinde lediglich als fremdbestimmt, als Objekt der (oft feindseligen) Verfügung durch die christliche Mehrheitsgesellschaft, erscheinen zu lassen. Umgekehrt hätte eine bloße Innensicht, die vor allem bei einer vorrangigen Orientierung auf die religiöse Praxis eingetreten wäre, das Verhalten der nichtjüdischen Umgebung gegenüber der Minderheit ausgeblendet.

Die Konzeption des Museums ging damit von dem zentralen Motiv der Interaktion von jüdischer Minderheit und nichtjüdischer Mehrheit aus.⁵ Die Möglichkeiten dieser Interaktion reichten von Ab- und Ausgrenzung (auch in Form körperlicher Gewalttätigkeit und Verfolgung) bis zu nachbarschaftlicher Nähe und politischer Kooperation. An der Hohenemser Geschichte läßt sich dieses ganze Spektrum gut zeigen — besonders deutlich für das 19. Jahrhundert mit den reformerischen Strömungen innerhalb der jüdischen Gemeinde und mit der sich entfaltenden jüdisch-christlichen Kooperation im liberalen Milieu der Gesamtgemeinde, gegen das sich gleichzeitig ein zunehmend aggressiver katholisch-konservativer beziehungsweise christlichsozialer Antisemitismus richtete.

Vernichtung und Musealisierung — Bedenken des Zusammenhangs

Zweitens war klar, daß sich die Konzeption des Hauses in irgendeiner Form immer auf die Tatsache beziehen mußte, daß die nationalsozialistische Verfolgungs- und Vernichtungspolitik, auch mit ihren einheimischen Erfüllungsgehilfen, einen traumatischen Schlußpunkt in der Geschichte jüdischen Lebens in Vorarlberg gesetzt hat. Ohne den bürokratisch organisierten Massenmord des NS-Staates hätte es in Hohenems kein Jüdisches Museum geben müssen — die Geschichte der dortigen Gemeinde

⁴ Burmeister, Karl Heinz: Das Jüdische Museum Hohenems. Auf der Suche nach einem Konzept, in: Kultur. Zeitschrift für Geschichte und Gesellschaft, 3. Jg. (1988), H. 5, S. 4-5.

⁵ Vgl. dazu Battenberg, Friedrich: Das Europäische Zeitalter der Juden, Bd. 1, Darmstadt 1990, S. 2-5, 23 f. Battenberg fordert hier, jüdische Geschichte nicht als die einer isolierten Gruppe, sondern unter dem Gesichtspunkt der wechselseitigen Beziehung von Minderheit und Mehrheit darzustellen.

wäre wie jene anderer Religions- oder Zuwanderungsminderheiten wahrscheinlich ein historisches Spezial- und nicht ein allgemeines öffentliches Thema geworden.

Als Folge einer derartigen Überlegung sollte im Museum auch deutlich werden, daß "Judaika", also präsentationswürdige Gegenstände aus dem kulturellen, zumal religiösen Leben von Juden, selbst zur neueren Geschichte der Verdrängung und Vertreibung jüdischen Lebens und jüdischer Kultur gehören. Denn daß solche Gegenstände heute zu Museumsexponaten geworden sind und als solche auf den internationalen Kunstmärkten gehandelt werden, hat mit der Auslöschung jüdischer Kultur durch den Nationalsozialismus und, auch nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem in Osteuropa, mit einem immer wieder entfachten Antisemitismus zu tun.

Erst der Verweis auf diese Verhältnisse hätte eine glaubwürdige Integration solcher Realien in das Museum erlaubt. Denn derartige Gegenstände tragen immer auch die Bedeutung jener besonderen Geschichte, durch die sie aus ihrem ursprünglichen Umfeld herausgerissen und damit erst musealisierbar geworden sind. Die Forderung, eine solche Sammlung müsse *"die Zerstörung reflektieren, die den einzelnen Gegenstand zum Sammelobjekt werden ließ"*⁶, hatte auch für das Hohenemser Projekt zu gelten.

Doch trat hier ein besonderes Präsentationsproblem zutage: Vom kulturellen und religiösen Leben der Hohenemser Juden waren, nach der Vernichtung der an sich schon klein gewordenen Gemeinde in den Jahren 1939/40, fast keine Realien übriggeblieben, und auch Hoffnungen erfüllten sich nicht, verschollene Gegenstände würden im Zuge der Museumsgründung wieder "auftauchen", das heißt übergeben oder wenigstens zum Kauf angeboten werden. Lediglich Photos, Bücher und einige Kleingegenstände, wie die eine oder andere Mesusa, konnten gesammelt oder durch Recherchen in Archiven und bei privaten Sammlern eruiert werden.

Hätten systematische Ankäufe von Judaika das Problem lösen können, jüdisches Glaubens- und Kulturleben einer Gemeinde zu verdeutlichen, deren Spuren ja gerade systematisch getilgt worden waren? Wäre es museologisch vertretbar gewesen, mit solchen Stellvertreter-Objekten etwas zu zeigen, was real nicht mehr gezeigt werden konnte? Hätte man nicht auch einem Eindruck Vorschub geleistet, "Judentum" sei überall, ausweislich der Ritualgegenstände, das gleiche, von der osteuropäischen Großstadt über eine liberale Landjudengemeinde im Bodenseeraum bis nach Großbritannien?

Jedenfalls wurde in Hohenems auf eine Präsentation solcher Gegenstände schließlich verzichtet, auch weil eine textliche Aufbereitung ihrer Geschichte das Medium Museum (beziehungsweise die Leselust der Besucher/innen) schlicht überfordert hätte. So hätten bei einem solchen Gegenstand, beispielsweise

⁶ Siehe die Einführung zu Bendt, Vera: Berlin Museum — Judaica-Katalog, Berlin 1989, S. 12.

einem um 1900 entstandenen Hochzeitsbaldachin aus Bukarest (mit eingestickter Widmung in Hebräisch und Rumänisch), mindestens drei Text-Informationsebenen angelegt werden müssen:

- die Funktion des Gegenstands im Kontext des religiösen Rituals;
- Unterschiede des Rituals und seines Sinns (also auch der jüdischen Tradition) im ursprünglichen Herkunfts- und jetzigen Präsentationsort;
- Erklärungen, wie der Gegenstand auf den Kunstmarkt und somit an seinen jetzigen Ort (ins Museum) gekommen ist.

Daß durch den Ankauf solcher Gegenstände außerdem ein höchst problematischer Judaika-Markt gefördert wird und zu allem Überfluß historiographische Zuschreibungen auch von großen Auktionshäusern oft recht spekulativ, schlampig oder überhaupt falsch vorgenommen werden,⁷ sollte zumindest öffentliche Institutionen auf diesem Gebiet zu äußerster Zurückhaltung motivieren.

Kritischer Umgang mit lokaler Geschichte

Drittens war in der Konzeption des Museums dessen Trägerschaft mitzubedenken. Nichtjuden wollten für vorwiegend Nichtjuden ein Museum über Juden machen. Das hieß, gerade mit der Geschichte der nichtjüdischen Mehrheit in ihrem Verhältnis zu den jüdischen Nachbarn offen und schonungslos umzugehen. Es sollte nicht unter der Hand, durch eine Ausblendung besonders der lokalen Konflikte (und des lokalen Anteils an Judenfeindlichkeit und Antisemitismus), dem Harmoniebedürfnis eines eigenen Typs der heimatkundlichen Forschung Tribut gezollt und damit den (geistlichen wie weltlichen) einheimischen Propagandisten des Antisemitismus eine nachträgliche Entschuldigung erteilt werden.

Eine solche konfliktbereinigte heimatkundliche Perspektive der jüngeren jüdischen Geschichte des Orts, basierend nicht auf überprüfbaren historischen Quellen, sondern auf behaupteten, zwei bis drei Generationen überbrückenden Erinnerungen, ist inzwischen gut dokumentiert.⁸ Über die Frage der Funktion und des Gewichts von Antisemitismus im Verhältnis zwischen Christen und Juden — nicht im allgemeinen, sondern konkret vor Ort, in Hohenems — ist es denn auch, wenige Wochen vor der

⁷ Hierzu, mit beeindruckenden und nachdenklich stimmenden Beispielen, Moldovan, Alfred: Foolishness, Fakes, and Forgeries in Jewish Art: An Introduction to the Discussion on Judaica Conversation and Collecting Today, in: Moore, Clare (ed.): The Visual Dimension. Aspects of Jewish Art, Boulder/Col.-Oxford 1993, S. 105-119.

⁸ Loacker, Hugo: Der jüdische Friedhof in Hohenems, in: Montfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs, 44. Jg. (1992), S. 314-328, hier S. 323 über das angeblich herzliche Einvernehmen zwischen dem katholischen Ortspfarrer und dem Rabbiner Dr. Aron Tänzer um 1900. In Wirklichkeit war Tänzer zu dieser Zeit wiederholt das Ziel heftiger antisemitischer Angriffe der (wahrscheinlich geistlichen) Hohenemser Korrespondenten des "Vorarlberger Volksblatts", des Organs der Christlichsozialen Partei. Quellennachweise bei Greussing, Kurt: Die Erzeugung des Antisemitismus in Vorarlberg um 1900, (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 10), Bregenz 1992.

Eröffnung des Hauses am 10. April 1991, zwischen dem Projektteam und einigen Verantwortlichen des Trägervereins zu einem erheblichen Konflikt gekommen.⁹

Bezug auf andere jüdische Museen

Viertens sollte sich das Museum, ohne daß angesichts der verfügbaren Mittel und Exponate seine Bedeutung ungebührlich überschätzt würde, doch an vergleichbaren Institutionen inhaltlich und gestalterisch messen lassen können. Auch der Unterschied, etwa zu den Jüdischen Museen in Basel, Frankfurt oder Berlin, sollte klar sein: Hier versuchte nicht ein Ort mit einer (wieder) bestehenden jüdischen Gemeinde deren kulturgeschichtliches und religiöses Erbe — und gleichzeitig deren Weiterleben — zu dokumentieren. Auch der Gedanke christlicher Schuld am und Versöhnung mit dem Judentum, wie er aus jüngeren Strömungen protestantischer, aber auch katholischer Theologie entstanden ist, und damit der Versuch, Jüdisches im Christentum stärker sichtbar zu machen und aufzunehmen — auch ein solches Paradigma war für die Konzeption des Hauses kein Leitmotiv, wiewohl es für die Errichtung von Gedenkstätten und Museen (zum Beispiel Dorsten in Westfalen) oft eine Rolle spielt. Gedacht war statt dessen an ein Museum als einen Ort, der im Spiegel der Geschichte einer Minderheit auch die Geschichte der Mehrheit, und damit die sogenannte "eigene" Geschichte, kritisch verdeutlicht.

Museum als sozialer Ort

Daraus folgte, als fünftes Element der Konzeption, die Überlegung, daß ein Museum, um zu wirken, mehr sein mußte als ein Haus mit einem einigermaßen sinnvollen Arrangement von Exponaten. Ein Museum erzeugt bei den Besuchern immer eine jeweils eigene "imaginäre Welt", die sich von den Museumsmachern nie eindeutig planen läßt, weil die Besucher sich selbst einen "Text" aus Bildern, Objekten, Worten, Anordnungen, Inszenierungen, Wegen erstellen.¹⁰ Museen vermitteln also nie eindeutige Informationen und Eindrücke, sondern stellen lediglich Informationsangebote zur Wahl. Nicht das Museum, sondern die Anstrengung und/oder die Lust des Besuches ist letztlich das — nicht planbare — Ergebnis aller planerischen Mühe.

Doch ein Museum kann über seine Exponate hinaus Mittel anbieten, die diese vom Besucher zu leistende Erstellung eines eigenen "Textes" erleichtern, anspornen, vorsichtig anleiten: durch Vermittlungsprogramme für Schüler und Erwachsene, durch Veranstaltungen, durch das Angebot einer Lese-Cafeteria und einer Bibliothek, durch Ausstellungen und Publikationen, kurz: durch eine Summe von Aktivitäten, die das Museum auch zu einem öffentlichen Ort des Redens und des Handelns machen. Das aber müssen dann jene schaffen, die das Museum schließlich leiten und betreiben. Denn erst indem

⁹ Die verschiedenen Positionen sind dokumentiert in: Kultur. Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft, 6. Jg. (1991), Hefte 3-5.

¹⁰ Heinisch, Severin: Objekt und Struktur. Über die Ausstellung als einen Ort der Sprache, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 17 (1987), Nr. 4, S. 112-116, hier S. 113.

über sie gesprochen wird, bekommen die toten Gegenstände — und die Toten, denen sie gehört haben oder von denen sie berichten — wieder Bedeutung.